

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

AUS ERSTER HAND

EINE GEMEINSAME PUBLIKATION des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB), des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

EDITORIAL

Die Grundpfeiler des Lebens: Geburt, Migration und Tod

Fertilität, Migration und Mortalität sind die fundamentalen Prozesse der Demografie, welche die Entwicklung der Bevölkerungszahl und vieler Aspekte der Bevölkerungsstruktur bestimmen. Ihre Bedeutung geht aber weit über die reine Bevölkerungsstatistik hinaus, weil ihre Ursachen und Wirkungen das Leben jedes einzelnen Menschen entscheidend beeinflussen können. Die drei in dieser Ausgabe präsentierten Studien, die jeweils mit einem dieser demografischen Prozesse in Verbindung stehen, illustrieren dies in eindrucksvoller Weise.

Im ersten Beitrag untersuchen Nicole Hiekel vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung (MPIDR) und Katya Ivanova von der Tilburg Universität, wie sich die empfundene Qualität einer Paarbeziehung mit der Geburt eines Kindes verändert. Die Ergebnisse der Studie bestätigen zwar die generelle Tendenz, dass sich die mit der Familiengründung einhergehenden Veränderungen negativ auf die Zufriedenheit von Frauen und Männern mit der Beziehung auswirken. Allerdings zeigen die Autorinnen, dass das Ausmaß der reduzierten Beziehungszufriedenheit unter anderem davon abhängt, welches Geschlechterbild – traditionell oder egalitär – bei den Partner*innen vorherrscht.

In der zweiten Studie betrachteten Lenore Sauer und Elisabeth K. Kraus vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) die Integration von nach Deutschland geflüchteten Menschen, indem sie deren persönliche Netzwerke detailliert unter die Lupe nehmen. Dabei zeigt sich, dass der Aufbau interethnischer Kontakte und enger Beziehungen vor allem dadurch bestimmt wird, ob die Zuwander*innen bereits in einer Partnerschaft leben oder alleinstehend ankommen.

Schließlich analysieren und interpretieren Roland Rau von der Universität Rostock, Marcus Ebeling vom MPIDR, Eva Kibele vom Statistischen Landesamt Bremen sowie Nikola Sander und Sebastian Klüsener vom BiB den Einfluss des Wohnorts auf die Sterblichkeit in den oberen Altersstufen. Dabei zeigt sich in Deutschland bis zum Alter 80 eine geringere Sterblichkeit in ländlichen Gebieten, während sich bei den älteren Menschen der Vorteil zu den städtischen Gebieten verschiebt.

Für die meisten Menschen haben alle drei Studien direkte oder mittelbare Relevanz, weshalb die Lektüre in jedem Fall sehr interessant und lohnend ist.

Marc Luy

Vienna Institute of Demography, Wittgenstein Centre (IIASA, ÖAW, Universität Wien)

MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Gefühlte Gerechtigkeit

Beziehungen werden weniger nach der tatsächlichen als der empfundenen Gerechtigkeit bei der Arbeitsteilung beurteilt

Nach der Geburt eines Kindes ändert sich die Welt eines Paares grundlegend. Ob die Partner*innen danach ebenso zufrieden mit ihrer Beziehung sind wie in der kinderlosen Phase, hängt auch davon ab, als wie gerecht sie die Arbeitsteilung empfinden. Bewerten Frauen die Arbeitslast als gleichbleibend unfair, sinkt ihre Zufriedenheit mit ihrer Beziehung nach der Geburt eines Kindes deutlich. Für Männer gilt das nicht.

Oft braucht es nur einen kleinen Anlass für einen großen Streit: Der sich türmende Wäschestapel, das nicht weggeräumte Frühstücksbrett oder die Überstunden im Job. Wenn es um die Aufteilung von Arbeit geht, von bezahlter Erwerbs- wie von unbezahlter Care- und Hausarbeit, kommt es früher oder später bei fast allen Paaren zum Streit. Wie stark diese Auseinandersetzungen die Beziehungen zwischen heterosexuellen Paaren belasten, hängt weniger davon ab, wie viele Stunden Männer und Frauen arbeiten, als davon, wie gerecht sie ihren Anteil an der Aufgabenteilung empfinden, zeigen Nicole Hiekel vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung sowie Katya Ivanova von der Tilburg Universität in den Niederlanden und präsentieren einige auf den ersten Blick sehr überraschende Ergebnisse.

Wenig erstaunlich und weitgehend bekannt ist, dass sowohl bei Männern als auch bei Frauen die Zufriedenheit mit der Partnerschaft nach der Geburt eines Kindes im Schnitt etwas sinkt. Den Daten des Familienpanels pairfam konnten die beiden Wissenschaftlerinnen entnehmen, dass kinderlose Männer ihre Beziehung auf einer Skala von 0 (überhaupt nicht zufrieden) bis 10 (sehr zufrieden) mit einer mittleren Punktzahl von 8,34, kinderlose Frauen mit einer mittleren Punktzahl von 8,48 bewerten. Wird ein Kind geboren, sinkt die Zufriedenheit bei Männern im Schnitt um 0,26 Punkte und bei den Frauen um 0,35 Punkte. Diese Durchschnittswerte erscheinen zunächst klein, aber die Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen der Befragten sind beträchtlich, wie die Autorinnen zeigen – sowohl bei der wahrgenommenen Gerechtigkeit der Arbeitsteilung als auch bei der Beziehungszufriedenheit nach der Geburt eines Kindes.

So war ein Fünftel der Befragten nach der Geburt eines Kindes mit der Paarbeziehung sogar noch zufriedener als zuvor, bei einem Drittel blieb die Zufriedenheit unverändert und rund die Hälfte der Befragten berichteten, dass sie weniger zufrieden mit der Beziehung sind. Vor diesem Hintergrund sind die Autorinnen der Studie zwei wesentlichen Fragen nachgegangen. Zunächst haben sie analysiert,

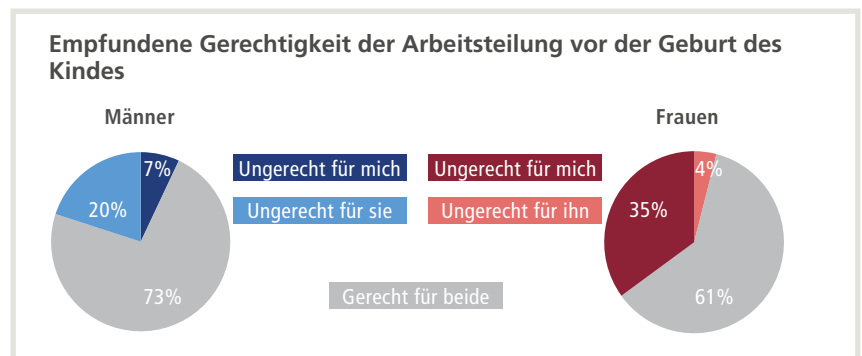


Abb. 1: Vor der Geburt eines Kindes empfinden die meisten Paare die Arbeitsteilung noch als fair.
Quelle: pairfam 11.0, eigene Berechnungen

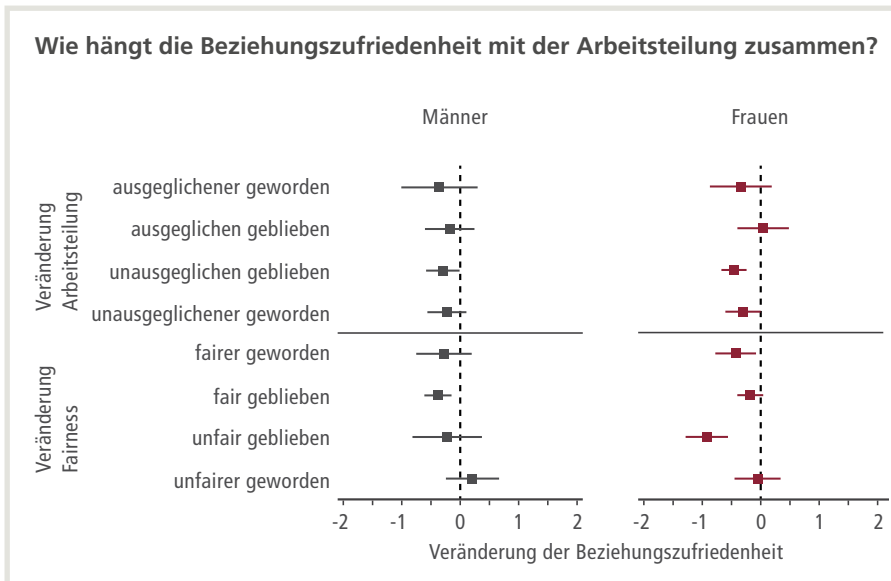


Abb. 2: Veränderungen in der tatsächlichen Arbeitsteilung hat auf Veränderungen in der Beziehungszufriedenheit kaum Einfluss. Die wahrgenommene Fairness schon. Quelle: pairfam 11.0, eigene Berechnungen

inwieweit die Zufriedenheit mit einer Beziehung auch damit zusammenhängt, ob die Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes als gerechter oder als ungerechter empfunden wird. In einem zweiten Schritt untersuchten sie, inwieweit das Geschlechterbild der Befragten diese Wahrnehmung und Beurteilung beeinflusst.

Insgesamt ist der Anteil derjenigen, die die Arbeitsteilung in der Partnerschaft als fair empfinden, relativ groß – vor allem vor der Geburt eines Kindes und vor allem bei den Männern: Drei von vier sagen, dass die Belastungen fair verteilt sind. Bei den Frauen sind es mit 62 Prozent deutlich weniger (s. Abb. 1). Nach der Geburt eines Kindes empfinden das immerhin noch 60 Prozent der Männer und knapp die Hälfte der Frauen so.

Wie stark sich die Zufriedenheit verändert, hängt

dabei kaum von der tatsächlichen Arbeitsbelastung ab. Wird etwa die Arbeitsverteilung nach der Geburt eines Kindes gleicher verteilt als vorher, sind Frauen mit ihrer Beziehung gar nicht zufriedener als in einer Partnerschaft, in der die Arbeit nach der Geburt des Kindes ungleicher verteilt ist. Gleiches gilt für die Männer (s. Abb. 2).

Ganz anders sieht das bei der empfundenen Gerechtigkeit aus – zumindest bei den Frauen: Bei jenen, die die Arbeitsteilung vor und nach der Geburt als gleichbleibend gerecht empfinden, verändert sich die Zufriedenheit kaum. Bei Frauen hingegen, die ihre Arbeitslast als gleichbleibend ungerecht empfinden, nimmt die Zufriedenheit nach der Geburt eines Kindes fast um einen ganzen Punkt ab, also rund dreimal so stark wie im Durchschnitt. Bei Männern dagegen lässt sich

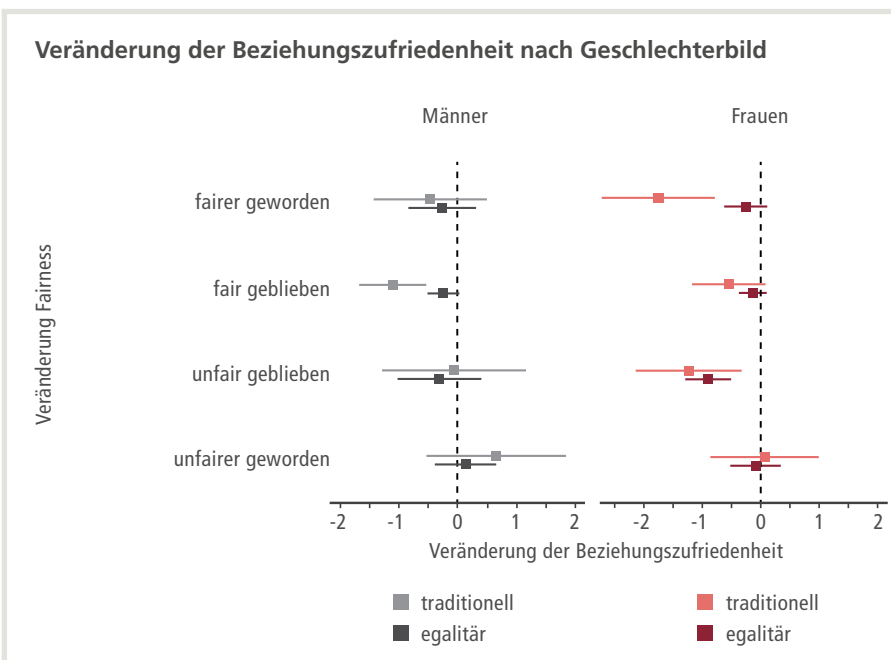


Abb. 3: Wahrgenommene Fairness der Arbeitsteilung ist besonders vorteilhaft für die Beziehungszufriedenheit von Frauen und Männern mit egalitärem Geschlechterbild. Diejenigen, die die Arbeitsteilung in ihrer Partnerschaft als (zunehmend) fair empfinden und ein egalitäres Geschlechterbild haben, zeigen keinen Rückgang in der Beziehungszufriedenheit nach der Geburt eines Kindes. Quelle: pairfam 11.0, eigene Berechnungen

keine Veränderung feststellen. Das könnte daran liegen, dass bei einer als ungerecht empfundenen Aufteilung der Arbeit sowohl befragte Männer als auch befragte Frauen übereinstimmend angaben, dass die Frau die Benachteiligte ist.

Erstaunlicherweise sind Frauen, bei denen die empfundene Gerechtigkeit der Arbeitsteilung nach Familiengründung zunimmt, nicht zufriedener mit ihrer Beziehung. Eher ist sogar das Gegenteil der Fall, wobei die Unterschiede hier nicht statistisch signifikant sind. Nimmt die gefühlte Gerechtigkeit ab, lässt sich ebenfalls keine signifikante Veränderung verzeichnen.

Um diesen auf den ersten Blick überraschenden Ergebnissen genauer nachzugehen, haben die beiden Demografinnen auch Daten zu den Geschlechterbildern zurate gezogen. Die pairfam-Studie erfasst hierzu Antworten der Befragten zu Fragen wie „Männer sollten sich an der Hausarbeit im gleichen Umfang beteiligen wie Frauen“. Wurde dieser Aussage zugestimmt, werteten die Forscherinnen das als egalitäres Geschlechterbild. In der weiteren Analyse fanden sie so heraus, dass Veränderungen in der Beziehungszufriedenheit von Männern im Zusammenhang mit Veränderungen der wahrgenommenen Gerechtigkeit stark davon abhingen, wie ihr Geschlechterbild ist (s. Abb. 3). Bei Männern mit einem egalitären Geschlechterbild, die die Arbeitsteilung als gleichbleibend fair empfanden, veränderte sich die Beziehungszufriedenheit kaum. Bei Männern hingegen, die eine traditionelle Auffassung von Geschlechterrollen haben, ging eine gerechte Wahrnehmung der Arbeitsteilung mit einer deutlich gesunkenen Beziehungszufriedenheit einher. Sie sank für diese Gruppe rund viermal so stark wie im Durchschnitt.

Noch extremer sind die Unterschiede bei den Frauen: Wurde die Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes als fairer empfunden, dann veränderte sich die Zufriedenheit bei den Frauen mit egalitärem Geschlechterbild kaum. Bei den traditionell eingestellten Frauen hingegen sank die Zufriedenheit um ganze 1,76 Punkte.

Die Autorinnen vermuten, dass das wahrgenommene stabile faire Arrangement in stärkerem Kontrast sowohl zu den Erwartungen traditionell eingestellter Männer an die Elternschaft als auch zu den in der Gesellschaft vorherrschenden Geschlechterbildern steht. Ebenso steht eine geringere Benachteiligung der Mutter im Widerspruch zu den Erwartungen traditionell eingestellter Frauen. Diese Ergebnisse zeigen, dass die Diskrepanz zwischen der Vorstellung und der gelebten Realität Auswirkungen auf das Wohlbefinden von Paaren haben kann, und zwar weit über die faktische Arbeitsteilung hinaus.

Autorin der wissenschaftlichen Studie:
Nicole Hiekel
Kontakt: hiekel@demogr.mpg.de

LITERATUR

Hiekel, N. and K. Ivanova: Changes in perceived fairness of division of household labor across parenthood transitions: whose relationship satisfaction is impacted? *Journal of Family Issues* [First published online: 24 February 2022]. DOI: 10.1177/0192513X211055119

Welche persönlichen Netzwerke haben Geflüchtete?

Singles haben mehr außerfamiliäre und interethnische Kontakte als Paare oder Familien mit Kindern

Im Jahr 2020 lebten in Deutschland fast 1,5 Millionen Geflüchtete. Damit ist Deutschland weltweit eines der wichtigsten Zielländer für Flucht- und Krisenmigration. Eine neue Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) geht nun der Frage nach, inwieweit Familien die persönlichen Netzwerke der Geflüchteten prägen und wie häufig enge Kontakte zu den Menschen aus dem Zielland oder anderen Kulturen geknüpft werden.

Wenn es um Informationen geht, welche Menschen nach Deutschland geflüchtet sind, hat man schnell einige Zahlen zur Hand: Die meisten stammen aus den Ländern Syrien, Afghanistan und dem Irak, zwei Drittel sind männlich, ein Drittel ist verheiratet und das Durchschnittsalter lag bei knapp 30 Jahren, zeigen Daten des Statistischen Bundesamtes. Doch um zu verstehen, wie die Menschen in ihrem Zielland leben, wie integriert sie sind und welche Beziehungen sie haben und aufbauen, braucht es genauere Angaben und Analysen. Lenore Sauer und Elisabeth K. Kraus vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) untersuchen daher in einer neuen Studie, welche sozialen Netzwerke Geflüchtete haben und wie diese mit den Familienstrukturen zusammenhängen.

Denn sowohl gemeinsam geflüchtete Familienmitglieder als auch Verwandte, die bereits im Zielland wohnen, können gerade in der ersten Zeit nach der Flucht wichtige Stützen und Vertraute für persönliche Sorgen oder Gedanken sein. Doch welche Rolle spielen Partner*innen oder Kinder oder andere Verwandte von Geflüchteten auf längere Sicht? Inwieweit beeinflussen sie das persönliche Netzwerk in den ersten Jahren nach der Flucht? Diesen Fragen gehen Sauer und Kraus in ihrer Studie nach, indem sie Daten der „IAB-BAMF-SOEP-Befragung von Geflüchteten“ auswerten. Für diese jährliche Erhebung werden Personen interviewt, die zwischen 2013 und 2019 nach Deutschland eingereist sind und hier einen Asylantrag gestellt haben, sowie ihre Haushaltsmitglieder.

Unter anderem wird in dieser Erhebung erfasst, welchen Personen die Befragten persönliche Gedanken und Gefühle anvertrauen. Im Durchschnitt nannten Männer genau 2 und Frauen 2,2 enge Vertraute. Mit 16 Prozent gaben mehr als doppelt so viele Männer wie Frauen an, gar keine Vertrauensperson zu haben (s. Abb. 1). Insgesamt besprechen 82,5% der geflüchteten Frauen und 66,9% der Männer persönliche Gedanken oder Gefühle mit Familienmitgliedern (in der Regel mit dem oder der (Ehe-)Partner*in). Die Netzwerke außerhalb der Familie sind bei Frauen kleiner als bei Männern und die Vertrauten stammen meist aus demselben Herkunftsland wie der oder die Befragte.

Auf Basis verschiedener Regressionsanalysen analysierten die Autorinnen der Studie, mit welchen Familienstrukturen und welchen anderen Faktoren die Zusammensetzung der sozialen Netzwerke in Zusammenhang stehen (vgl. Abb. 2). Demnach haben Personen, die mit ihrem oder ihrer Partner*in, ihren Kindern oder ihrer Familie in Deutschland leben, seltener außerfamiliäre oder interethnische

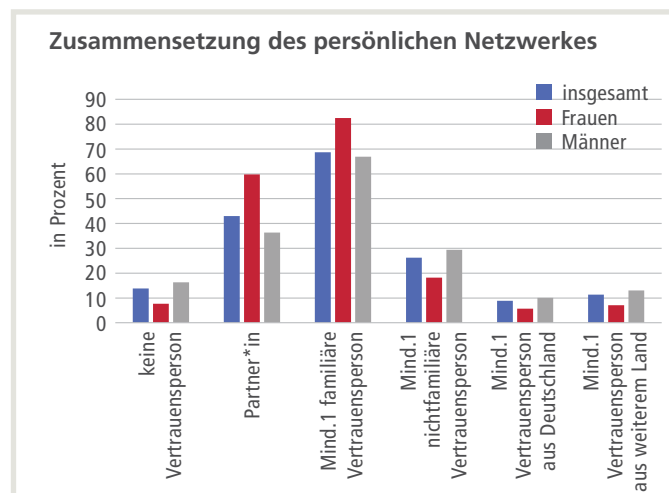


Abb. 1: Zusammensetzung von persönlichen Netzwerken von Geflüchteten nach Relation zur befragten Person. Quelle: IAB-BAMF-SOEP, eigene Berechnungen

Chance für außerfamiliäre und interethnische Kontakte

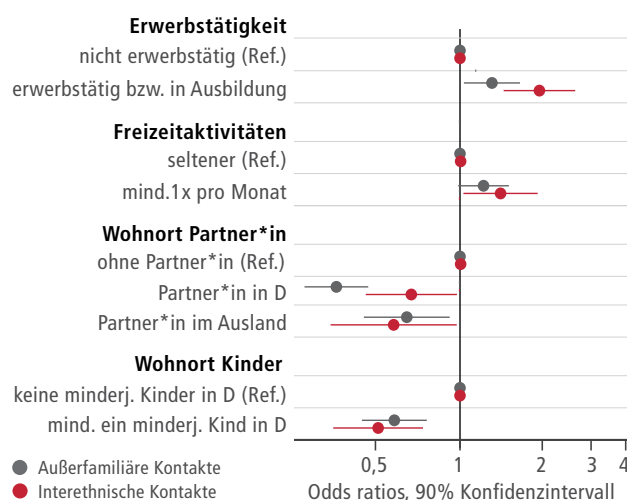


Abb. 2: Bestimmende Faktoren für die Zusammensetzung von persönlichen Netzwerken, Regressionsmodell. Quelle: IAB-BAMF-SOEP, eigene Berechnungen

Kontakte als Personen, die ohne Familie in Deutschland leben. Für die Existenz interethnischer Vertrauter ist dabei eher entscheidend, ob die Person in einer Partnerschaft oder verheiratet ist oder nicht, unabhängig vom Aufenthaltsort des Partners oder der Partnerin. Die Wahrscheinlichkeit für enge außerfamiliäre Kontakte hängt dagegen vor allem davon ab, ob es eine*n Partner*in gibt, der oder die ebenfalls in Deutschland lebt.

Wichtige Einblicke liefert die tiefere Analyse auch für die persönlichen Netzwerke von Frauen. Dass diese größer, aber gleichzeitig weniger vielfältig und weniger außerhalb der Familie verortet sind, lässt sich nämlich zumindest in Teilen auch durch die Familienstrukturen erklären. So haben Frauen häufiger einen Partner im Vergleich zu Männern, wodurch sowohl interethnische als auch außerfamiliäre Kontakte eher seltener geknüpft werden. Auch mit minderjährigen Kindern wohnen Frauen häufiger zusammen als männliche Geflüchtete, wobei Kinder nur bei den Männern nicht aber bei den Frauen die Wahrscheinlichkeit für außerfamiliäre Kontakte signifikant verringern. Als weitere Erklärung für die kleineren außerfamiliären und interethnischen Netzwerke der Frauen führen die beiden Autorinnen an, dass Frauen seltener erwerbstätig bzw. in Ausbildung sind oder zu Freizeitaktivitäten gehen – alles Faktoren, die außerfamiliäre Kontakte begünstigen (vgl. Abb. 2).

Der Beitrag liefert neue Perspektiven sowie empirische Einblicke in die bestehende Forschung zu sozialer Integration von Migrierenden und hebt dabei die Bedeutung von Familie und familiären Bindungen hervor.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie: Lenore Sauer
 Kontakt: lenore.sauer@bib.bund.de

LITERATUR

Sauer, L. and E. K. Kraus: Personal social networks of recent refugees in Germany: does family matter? Journal of Immigrant & Refugee Studies [First published online: 05 January 2022]. DOI: 10.1080/15562948.2021.2017096

Wo können Menschen gesund altern?

Im jüngeren Seniorenalter ist die Sterblichkeit auf dem Land geringer, im hohen Alter in der Stadt

Ob ältere Menschen in der Stadt oder auf dem Land gesünder leben, dazu hat es schon sehr unterschiedliche Studienergebnisse gegeben. Rechnet man aber bestimmte verzerrende Faktoren heraus, dann ergibt sich zumindest für Deutschland, England und Wales ein recht klares Bild, zeigt eine neue Studie.

Demnach ist bei jüngeren Senior*innen in Deutschland die Sterblichkeit in ländlichen Regionen niedriger als in der Stadt. Mit zunehmendem Alter aber verschiebt sich dieser Sterblichkeitsvorteil auf die städtischen Regionen, wie Roland Rau von der Universität Rostock, Marcus Ebeling vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Eva Kibele vom Statistischen Landesamt Bremen sowie Nikola Sander und Sebastian Klüsener vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) in einer Studie im Fachmagazin „Public Health“ schreiben (s. Abb. 1). Während etwa die 60- bis 64-jährigen Frauen in ländlichen Regionen im Durchschnitt eine um 13 Prozent geringere Sterberate haben als gleichaltrige Stadtbewohnerinnen, ist es bei den 85- bis 89-Jährigen genau andersherum: Hier haben Stadtbewohnerinnen eine um zehn Prozent niedrigere Sterberate. Dabei wurden Kreise, in denen weniger als 301 Einwohner*innen pro Quadratkilometer wohnten, als ländliche Regionen definiert, Kreise mit mehr als 1000 Einwohner*innen pro Quadratkilometer als städtische Gebiete. In ihrer Studie verglichen die Forscher*innen neben Deutschland auch die verschiedenen Regionen in Wales und England. Auch hier zeigte sich, dass ländliche Regionen ihren Sterblichkeitsvorteil mit steigendem Alter der Bewohner*innen langsam einbüßen. In einen Vorteil für die Stadt schlägt das allerdings erst bei den über 90-Jährigen um. Die Sterblichkeit der 60- bis 89-Jährigen dagegen ist auf dem Land größtenteils deutlich geringer. Sie liegt teilweise gut 20 Prozent unterhalb der Mortalitätsraten gleichaltriger Stadtbewohner*innen.

Um weitere Verzerrungen herauszurechnen, die etwa von kreispezifischen Unterschieden beim Rauchverhalten, beim Übergewicht oder bei sozioökonomischen Faktoren herrühren könnten, berücksichtigten die Forscher*innen auch die Lebenserwartung der Kreise. In einem nächsten Analyseschritt wurde so zum Beispiel ein Kreis, dessen Lebenserwartung im unteren Drittel lag, auch nur mit anderen Kreisen verglichen, deren Lebenserwartung ebenfalls zu den untersten 33 Prozent gehört. Für Deutschland verändern sich die Ergebnisse dadurch nur wenig. Für England und Wales lässt sich aber feststellen, dass bereits bei den über 80-Jährigen die Sterberaten in Städten geringer als auf dem Land

ausfallen. Das gilt zumindest für Kreise, deren durchschnittliche Lebenserwartung im mittleren oder oberen Drittel liegt.

Neben der Berücksichtigung der Lebenserwartung halten die Forscher*innen auch den differenzierteren Blick auf die Altersgruppen für wichtig, weil je nach Alter bestimmte Krankheiten und dadurch auch bestimmte Therapiemöglichkeiten im Vordergrund stehen. Während bei jüngeren Senior*innen etwa Krebserkrankungen als Todesursache eine größere Rolle spielen, sind im höheren Alter häufiger Herz-Kreislauferkrankungen für Sterbefälle verantwortlich. Bei letzteren etwa ist die Frage, wie weit das nächste Krankenhaus entfernt ist, wesentlich entscheidender als bei Krebserkrankungen. Es ist also anzunehmen, dass Stadtbewohner*innen mit solchen Erkrankungen einen Vorteil gegenüber Menschen haben, die in ländlichen Regionen mit weiten Anfahrtswegen zum Krankenhaus wohnen. Dies könnte eine Erklärung sein, warum sich der Sterblichkeitsvorteil im höheren Alter zu den städtischen Regionen verschiebt (s. Abb. 1). In vorherigen Studien zur Sterblichkeit in ländlichen Regionen und Städten konnte für Deutschland bisher kein eindeutiges Muster gefunden werden und für England und Wales wurden vor allem Sterblichkeitsvorteile auf dem Land gefunden. Durch die Berücksichtigung verzerrender Faktoren in der Bevölkerungszusammensetzung konnte die vorliegende Studie erstmals ähnliche Muster in Deutschland, England und Wales aufzeigen.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie: Roland Rau
Kontakt: ✉ roland.rau@uni-rostock.de

LITERATUR

Ebeling, M., R. Rau, N. Sander, E. Kibele and S. Klüsener: Urban-rural disparities in old-age mortality vary systematically with age: evidence from Germany and England & Wales. *Public Health* 205(2022), 102–109.
DOI: 10.1016/j.puhe.2022.01.023

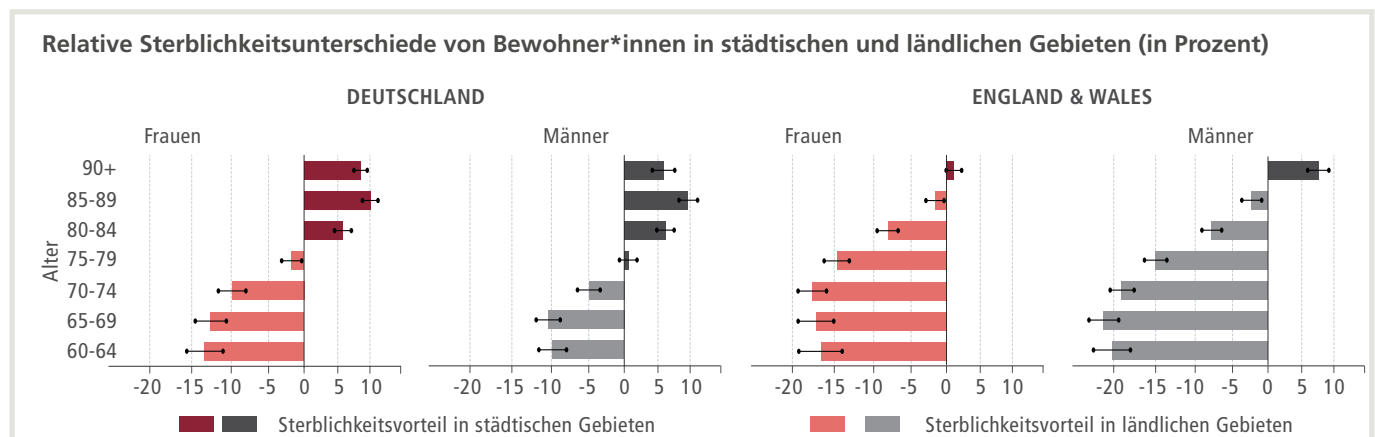


Abb. 1: Anhand der Altersgruppen lässt sich gut nachvollziehen, wie die Sterblichkeitsvorteile ländlicher Regionen mit zunehmendem Alter abnehmen. Dargestellt ist der Quotient aus den Sterberaten in städtischen Regionen und den Sterberaten der ländlichen Regionen, wobei die 0%-Linie für ein Ergebnis von 1 steht. Quelle: INKAR, eigene Berechnungen

HERAUSGEBER Emilio Zagheni, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock IN KOOPERATION MIT Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock •

Roland Rau, Institut für Soziologie und Demographie, Universität Rostock • C. Katharina Spieß, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB), Wiesbaden und Berlin • Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography/ Austrian Academy of Sciences and Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien ISSN 1613-5822

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR Christian Dudel (V.i.S.d.P.) REDAKTIONSLEITUNG Tomma Schröder WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG Katja Köppen, Christian Dudel

TECHNISCHE LEITUNG Silvia Leek LAYOUT Antje Storek-Langbein DRUCK Altstadt-Druck, 18057 Rostock

ANSCHRIFT Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland TELEFON (+49) 381/2081-143 TELEFAX (+49) 381/2081-443

✉ redaktion@demografische-forschung.org WEB www.demografische-forschung.org

ERSCHEINUNGSWEISE viermal jährlich MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTEN E.V.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.